



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert

Martersteig, Max

Leipzig, 1924

Das deutsche Philisterium. Einfluß der Klassiker und
Erziehungsschriftsteller. "Notstaat und Vernunftstaat". Resonanz. Die
antikisierende Richtung. Nationale Tendenz. Goethe als Politiker. Schiller

...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71797)

zeugen — einen um so gefährlicheren, als sein Paroxismus sich in keiner Katastrophe entlud. „Freiheit, Wohlstand und Bildung für alle Menschen, keinen Unterschied unter ihnen als den des Talentes und der Tugend, Brudersinn unter allen Bürgern im Staate und unter allen Völkern des Erdballs“: diese Losung von 1789 zündete namentlich in den eben geschilderten Landesteilen bei der großen Schar der herangezöchteten Streber der Bildung, die sich nun nicht mehr damit begnügen wollten, wie der große Friedrich meinte, Sekretärs zu werden, die sich als Volksbeglücker träumten und in dem bettelnden Schmarozertum, das in einem allgemeinen Umsturz der Verhältnisse auf alle Fälle nur Vorteile für sich erlah, wohlfeilen Anhang fanden. So wurden gerade diese Länder vorübergehend eine leichte Beute des revolutionären Geistes, ohne daß dieser in dem ausgewerteten Boden tiefere Wurzeln hätte schlagen können. Die schmarozende Lebensweise dranzugeben, hatte man auf die Länge nicht die Ausdauer. Der eigentliche Bürgerstand blieb sogar ganz ohne Verständnis für die innere, eminent wichtige und weittragende Bedeutung des furchtbaren nachbarlichen Ereignisses. Als dann gar der entfesselte Strom mit den Trümmern gebrochener Zwingburgen und zerstörter Tyrannenmonumente auch die erbarmenswürdigen Opfer der Katastrophe über die deutschen Grenzen spülte, wandelten sich Rausch und Indolenz rasch in entsetzten Abscheu. Als sie ihre eigenen Kinder und Geschöpfe verschlang, büßte die Revolution ihre sittliche und ihre dämonische Macht über die mitleidende Welt, über Deutschland namentlich, zunächst ein. Das System aber, das zwei Jahrhunderte um den kostbaren Preis eines gesunden Volkstums sich bei uns politisch befestigt hatte, durfte des Triumphs sich erfreuen, Ruhe und Ordnung inmitten des elementaren Aufruhrs unerschütterter zu sehen. Daß eine dauernde Sicherheit vor Revolutionen nicht auf die Schwäche, sondern auf die starke Gesundheit der schaffenden Stände gegründet sein müsse, sah man erst später ein, als Bonaparte, der Exponent der französischen Revolution, die Art an die Selbstherrlichkeit der deutschen Fürsten legte. Vorderhand freute man sich der Früchte einer Erziehung, die den Servilismus als Tugend gelehrt und den Zusammenschluß der ungleich empfindenden Untertanengruppen zu einer Volkheit verhindert hatte. Nur eine solche wäre ja imstande gewesen, nach dem sich anbietenden Kampfspreis der Zeit zu langen.

Aber der geistige Same der Sturmernte sollte dennoch fruchtbar in der schwülen Atmosphäre verteilt bleiben und sich mit der Zeit unvermeidlich auch auf das deutsche Leben herabsenken. Die berechtigten Ideen der großen Bewegung, die kaum noch an lokale Ursachen gebunden waren, die eine wichtige Frage der ganzen abend=

ländischen Menschheit entschieden, behielten ihre nicht zu erstickende Keimkraft und erwiesen sie, als unter den Schlägen des durch die Revolution entfesselten Geschicks das sich unfehlbar und unverbessertlich dünkende politische Regime selbst zusammengebrochen war.

Es ist ein seltsames Bild heterogener Zustände, das Deutschland bis zur Erfüllung dieser sich drohend vorbereitenden Katastrophe darbietet: In den Kreisen der wirklichen Bildung eine erstaunliche Produktivität in allen Geistesaktivitäten, in allen Künsten — aber keine eigentliche Aufnahmefähigkeit für die so viel verheißenden Resultate. Weder unter den herrschenden und führenden Ständen, die nach wie vor diese Früchte der Zivilisation als Luxus empfangen oder als Sport schätzten und allenfalls auch schützten, noch unter der großen Masse, die in ihrer indolenten Unfruchtbarkeit verharrte. Dann die Fürsten und Regierenden selbst, mit verschwindenden Ausnahmen, ohne Verständnis für den Wandel der Dinge, der sich vorbereitete, und, trotz der empfangenen furchtbaren Mahnung vergossenen Königsblutes, fast unbekümmert um die Möglichkeiten, die ihnen selbst vom neuen Geiste der Zeit drohend aufsteigen mochten. In dieser kulturellen Zerrissenheit unserer Nation, zu der Zeit gerade, wo so umwälzende Kräfte sich regten, darf vielleicht ein noch größeres Verhängnis gesehen werden als in der politischen Zerstückelung der deutschen Lande.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution war in Sansjoui der königliche Weise heimgegangen, auch er in der skeptischen, bitteren Verstimmung aller großer Staatsorganisatoren von ausgeprägter Individualität, die oft nur ein vielfach entstelltes Gebäude ihren groß angelegten Plänen entsteigen sehen. Sein Nachfolger in Preußen reihte sich seinen mißregierenden Vettern in Deutschland würdig an, und das sittliche und materielle Erbe des großen Vorfahren wurde leichtfertig vergeudet, die mühsamen Früchte der Volkserziehung: das Selbstgefühl und das nationale Empfinden der Untertanen gering geachtet und nach Möglichkeit wieder unterdrückt. Die unter Friedrich in strengen Aufgaben zu vornehmerm Pflichtbewußtsein erwachte Aristokratie entartete wieder im üppigen, müßiggängerischen Hofleben, und eine durch weibliche Einflüsse allmächtig sich gebärdende Kammerdienerpolitik löste die „Philosophie auf dem Throne“ ab. Die Bischofswerder und Wöllner trieben ohne Scheu ihr dunkles Gewerbe der Heuchelei und Volksverdummung. So bröckelte der noch lange nicht genug gefestigte sittliche Charakter der Bevölkerung, namentlich in Berlin, unter diesem Regime zum guten Teil rasch wieder ab, und für fast jede Niedrigkeit der Lebensführung gab der Hof dieses Fürsten das verderbliche Beispiel. Das Offizierkorps, einst der Stolz Preußens, verrohte innerhalb weniger

Jahre nach Friedrichs Tod im liederlichen Garnisondienst der Hauptstadt, und der Beamtenstand degenerierte wieder zu den schlimmsten Formen früherer Zeiten. Das Preußen, das der Hort nationaler Kultur im weiteren Vaterland zu werden von Friedrich groß gemacht worden war, es sank gegen Ende des Jahrhunderts in die nämliche soziale Korruption zurück, die fast im ganzen Deutschland an der Tagesordnung war.

Solche Erfahrungen mußten auch anderwärts die auf nationale Wohlfahrt gerichteten moralischen Kräfte und die Bestrebungen aller höheren Bildung unterbinden. Man kennt den höhnischen Triumph des ewigen Spießbürgers, wenn irgendein höheres Streben sich totläuft. Unter diesen frivolen Pessimismus fielen auch die Anläufe Josephs II., die die zehn selbständigen Jahre seiner Regierung ausfüllten. Diesem von edeler Begeisterung getragenen Schwärmer unter der Krone ging freilich von vornherein das scharfe Vermögen ab, das der Genialität Friedrichs die reale Unterlage des Erfolgs gegeben hatte: die Faktoren, aus denen ein Staatsgebilde zu schaffen ist, richtig zu beurteilen. Ist Friedrich der Schüler Machiavells und der Freund Voltaires gewesen, so war Joseph der erste gekrönte Schüler Rousseaus. Als solcher generalisierte er nach den Grundsätzen seines Vorbilds; und zwar in einem Lande, wo damals wie heute noch die diametralsten Bedürfnisse und Sonderbestrebungen der unter ein politisches System vereinigten Völkerschaften Schwierigkeiten über Schwierigkeiten boten. Aber selbst in den deutschen Erblanden und besonders auch in Wien war es nicht nur die versteckte und offene Gegnerschaft des katholischen Klerus, die seine Pläne unterwühlte und seine Schöpfungen unhaltbar machte, sondern ebenso wie im übrigen Deutschland lag in der Heterogenität der sozialen Strebungen, in der krankhaften Beschaffenheit des Gesellschaftskörpers die tragische Ursache des schließlichen Scheiterns aller großgedachten Reformen, unter denen, wie wir sehen werden, gerade die Kultur des Theaters diesem Fürsten besonders am Herzen lag.

Im Gange der äußeren Geschichte Deutschlands war bis zu den Unglückstagen von Jena und Aspern kein Anlaß stark genug, um einen Wandel in dieser Zerrissenheit der sozialen Empfindungen zu bewirken; was in der Politik vorging, war viel eher geeignet, die Sonderinteressen oder die Teilnahmslosigkeit der einzelnen Schichten, Klassen und Kasten noch zu verstärken. Sollte doch das Resultat der Koalitionskämpfe gegen Frankreich, die um das Recht des monarchischen Staats- und Nationalitätsprinzips gegen die Revolution geführt wurden, schließlich wieder nur eines jener üblen Tauschgeschäfte sein, durch das wiederum Millionen von Untertanen unter fremde Dynastien, fremdes Recht und fremde Sitte einfach komman-

diert wurden. Immer und überall noch nicht der leiseste Begriff von einem Selbstbestimmungsrechte der Völker, noch nicht der gelindeste Anlauf zu einer politischen Erziehung, immer also noch der gänzliche Mangel einer gemeinsamen Richtung der sittlichen Kräfte. So entstand, durch alle diese Ursachen bedingt, der freud- und farblose Charakter der Volkheit, über den gerade aus den Reihen der führenden Geister so viele bittere Klagen laut geworden, der die Besten unserer Nation oft genug zu Äußerungen der gründlichen Verachtung gereizt hat, entstand die breite träge, für alle Resonanz unfähige Grundmasse des Philisteriums in Deutschland, mit seiner bis in die neuesten Tage hinein allen höheren Kulturbestrebungen spottenden Passivität: der trübe, graue, stumpfe Hintergrund im Bilde unseres Lebens, von dem große Taten wohl hier und da in leuchtenden Farben sich abheben, aber auch wie leuchtende Farben auf einem Bilde mit unsolider Untermauerung immer wieder ertrinken und verbleichen.

In seiner „Naturgeschichte des Volks“ schildert Wilhelm Riehl dieses Philisterium zwar wenig schmeichelhaft aber zutreffend und zugleich ohne Voreingenommenheit. Gezwungen, hier wesentlich unerfreuliche Bilder der Volksgeschichte aufzudecken, und um der Gefahr zu entgehen, dabei schwärzer zu malen, als gerecht wäre, entlehne ich diesem Kulturforscher hier gern die Farben: Mit der Ohnmacht und dem Verzicht, eine öffentliche Meinung zu äußern, mit dem Dahinschwinden der Kraft, in irgend einer öffentlichen Angelegenheit sich selbst helfen zu können, geht einem solchen Volke auch die Fähigkeit verloren, die bewegenden Mächte des Lebens richtig einzuschätzen. Die vererbten religiösen und sittlichen Vorstellungen sinken zu leeren Konventionen herab, zu Vorschriften und Regeln einer allgemeinen gegenseitigen Nützlichkeit; in allem Handeln und Denken wird Vorsicht der Tapferkeit bestes Teil. Die Begriffe bürgerlich und unterwürdig werden kaum noch getrennt; und da die bürgerliche Ehre im Gehorsam, im Verzicht auf das nur den Großen Zukommende besteht, heftet sich an das Motto des Philisteriums „bürgerlich und ehrbar“ ein Nebenklang übler Charakterfeigheit. Was aller Gewalt und aller Entscheidung wirklich herrschender Macht gegenüber im Altertum als Tugend betrachtet wurde: das Dasein einzusetzen für die Idee der Volkswohlfahrt, das betrachtet der Philister als ein moralisches Verbrechen; statt der Toga trägt er den Schlafrock, statt des Marktes bevorzugt er die Stube, um hinter sicheren Wänden zu kannegießern. Nur die Politik gewinnt seinen Beifall, die ihm für den Augenblick das größte Maß von Bequemlichkeit und Ruhe verspricht; jeder anderen begnügt er sich, ein ergebenes Seufzen entgegenzusetzen. „Dem Geiste des klassischen

Altertums würde es entsprochen haben, den Philister mit Verbannung und bürgerlichem Tode zu bestrafen“, fügt Riehl schließlich hinzu. Wie aber — diese Frage drängt sich da doch unwillkürlich auf — wie aber konnte dann jemals der Wahn austauschen, dieser Philister sei fähig, die verfeinerten Tugenden klassischer Sittlichkeit, die in der deutschen Dichtung wieder auflebten, freiwillig sich anzueignen oder selbst nur zu verstehen? Sein ganzer Sinn geht auf in einem gedankenlosen und oft idiotischen Respekt vor jeder Art Autorität, die mit äußerlicher Gewalt sich umkleidet. Wo die Majorität einer Meinung sich laut macht, da tritt er sofort gedankenlos hinzu „und erweckt, da er sich überall den Massen nachdrängt, vorweg den Verdacht, daß die Stimme der Masse die Stimme der Unvernunft sei“. Denn er hat nichts gelernt und lernt nichts, sein Urteil, sein Unterscheidungsvermögen zu stärken; „bei unseren Urgroßvätern“, sagt Riehl, „galt es sogar für unwürdig, sich um Gemeindepolitik zu bekümmern, nur wenn dahinten irgendwo weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, fühlt der Philister sein patriotisches Gewissen zu bedenklicher Einklehr bewegt — und segnet Fried' und Friedenszeiten!“ Weil nun aber dieser Philister mit seinen Sippen und Magen die „Masse“ repräsentiert, so erwacht in ihm, so demütig er sich sonst benehmen mag, doch regelmäßig dann das einzige stolze Gefühl, dessen er fähig ist, wenn er in seinem Majoritätsbedürfnis sich als das eigentliche Publikum fühlt, als das Volk. Und das ist immer der Fall in Sachen der Kunst, die er für sich geschaffen, über die zu urteilen und zu richten er berufen zu sein meint.

Man dürfte von vornherein Wehe rufen über eine Kunst, die dieses Publikum in seinem Krämergeist, in seiner platten Nützlichkeitsmoral, in seinem feigen Abscheu vor allem Außerordentlichen, von der Straße der Mittelmäßigkeit Abbiegenden zum Protektor und Erhalter braucht. Das auf die neue Lösung von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen“ erweckte Vertrauen war in jener Zeit aber doch so blindgläubig, daß man an eine rasche Wandlung der im Philisterium verkommenen Volksseele fast unverbrüchlich glaubte und keiner anderen künstlerischen Macht einen so unmittelbaren Einfluß zuschrieb wie gerade dem Theater. Auch sollte wirklich solche Zuversicht gelohnt werden: selbst der brave Philister schrieb nun bald Zitate aus Rousseau und Basedow in die Stammbücher und lernte aus Klopstock, Lessing, Goethe, Herder und Schiller schöne Sentenzen auswendig. War doch die Dichtung schönredender Moral das einzige Gebiet, wo er ungefährdet mehr scheinen konnte als er war; die beflügelten Worte boten eine so wohlfeile Erlösung aus der steten Empfindung kleinlichen Grolls und

der Minderwertigkeit. Cassalle hat später diese Neigung des Philisters geißelnd mit den Worten getroffen: „er schwärmt für unsere Dichter, weil er einige Verse von ihnen zitieren kann oder dieses oder jenes Stück von ihnen gelesen — aber sich nie in ihre Weltanschauung hineingedacht hat.“ Das galt von 1800 so gut wie von 1860. Die Zeit vom Anfang der achtziger Jahre bis zu den Befreiungskriegen darf als eine Epoche solch' ausgeprägten Philistertums betrachtet werden. Wenn das Theater ein Spiegelbild der Zeit ist, so können wir für diese geringe Einschätzung des damaligen deutschen Publikums aus ihm den bündigsten Beweis schöpfen. Natürlich aus dem Theater der Praxis, nicht aus dem der Literatur und der Wünsche. Wir sehen die Jugenddichtung unserer Klassiker sich liebwerbend ans Herz des Volkes wenden: der Götz, der Wether, die Räuber, Siesko, Kabale und Liebe — sind das nicht im eminentesten Sinne volkstümliche Werke? Aber selbst ohne das Theater in Rechnung zu ziehen, das, wie gezeigt werden wird, auf die Dauer ganz versagte, drangen sie doch nicht ins eigentliche Volk. Der Boden ihrer Resonanz blieb der der gebildeten Kaste, die, über Deutschland verstreut, freilich zahlreich genug war, den kräftigen Widerhall zu geben, der einigen dieser Dichtungen wurde, die aber in den einzelnen Städten doch überall viel zu schwach vertreten war, als daß sich irgendwo, außerhalb der engsten Zirkel, ein stärkeres Interesse für das neue Drama angekündigt hätte. Man hält dieser Anschauung Weimar, Jena, Berlin entgegen; in apologetischem Literaturstil spricht man von Ilm- und Spreeathen, aber wie es um das Theater an der Ilm und an der Spree zu dieser Zeit in Wirklichkeit stand, werden wir sehen.

Mangels eines selbständigen bürgerlichen Mittelstandes, den erst die Entwicklung von Industrie und Handel schaffen sollte, beschränkten sich die gebildeten Stände — vom Adel, der fast ganz im Hof- und Militärdienst aufging, überhaupt abgesehen — auf die Beamtschaft, die Geistlichen, die Lehrer, auf Leute also, die, abhängig von dem herrschenden System, im wesentlichen doch ihr Denken und Empfinden mit der maßgebenden Moral, mit der „Staatsraison“ im Einklang zu halten suchen mußten, die der neuen Ideenwelt daher nur zögernd sich erschlossen. Der Staat, die Gesellschaft, von denen sie selbst ein abhängigstes Teil waren, galt ihnen als das notwendige Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung, aus dem man sich ein Zurück in frühere Zustände nicht mehr denken konnte, das gegen ein Ideal der Zukunft einzutauschen, nach dem Verlauf der revolutionären Bewegung, wenig Verlockung mehr vorlag. Und doch war es eben dieser „Notstaat“, wie ihn Schillers spätere philosophische Einsicht benannte, dem der Geist Kants den „Vernunft-

staat" auf der Grundlage sittlicher Freiheit gegenübersetzte. Ein neues Reich sollte heraufgeführt werden: im Schleier der Schönheit zeigte es Goethes Dichtung als gereinigte Menschlichkeit, kündeten es im Rausche jugendlich edler Begeisterung die zündenden Gestalten Schillers. Waren die Gegensätze, die hier zwischen Dichtung und Zuständigkeit sich enthüllten, auf der materiellen Basis jenes Lebens jemals ohne Rest zu versöhnen? Die Dichtung und philosophierende Naturbetrachtung sollten die Welt von dieser Basis fort ins freie Element des Gedankens, ins Licht der Freiheit heben, und Herder rief ihr eine neue Seele wach mit den Urlauten des religiösen Empfindens der — wie von Rousseau — vollendet aus den Händen der Natur hervorgegangen gedachten Völker. Ein ideales Weltkunstwerk sollte an die Stelle des historisch gewordenen Weltbildes treten. Daß ein solches dem Philister nicht zu wecken war, begreift sich von selbst; doch auch dem an der Moral der Nützlichkeit Haftenden mußte es eine gefährdende feindliche Weltanschauung bedeuten. Und diesem Empfinden gibt die zeitgenössische Kritik der klassischen Dichtung und Philosophie unzweideutig Ausdruck.

Die oft aufgeworfene Frage, ob es heilsam für unsere Entwicklung gewesen ist, daß unsere beiden führenden Geister, Goethe und Schiller, und die ihrem Gedankenkreis enger Verbundenen den anfangs betretenen Weg der volkstümlichen Dichtung wieder verließen und dem weiter erfaßten Weltbild durch Anlehnung an die Antike die höhere Form suchten, beantwortet sich durch die Betrachtung der Zustände aus dieser Perspektive von selbst. Unsere Dichter handelten hierbei füglich nicht nach Willkür, sondern aus sich ihnen schmerzlich aufdrängender Einsicht: aus den realen Zuständen ihrer zeitlichen Umgebung waren die ästhetisch-ethischen Werte ihrer Weltanschauung nun und nimmer überzeugend abzuleiten. Ihrem Sinne nach war der Dichter aber zu Höherem berufen, als nur seiner Zeit das getreue Konterfei zu malen, und obendrein noch verschönert zu malen. Sie zogen darum das Gleichnishafte, das Symbol vor, es ihrer verarmten Gegenwart als Korrelat gegenüber zu stellen. Weder die Stoffe noch die Form der klassischen Dramen waren das der Zeit Unverständliche, sondern gerade die sittlichen Postulate, die die Dichter mit ihrer Darlegung der Empfindung vermitteln wollten. Der allbeseelende Monismus bei Goethe, die hohe ethische Forderung an die Menschenseele bei Schiller, das war das fremd und feindlich Empfundene. Das Publikum, das Volk jener Zeit konnte trotz Kant über den größten materiellen Dualismus, der sein inneres wie sein äußeres Leben beherrschte, nicht hinaus; und man muß, wohl oder übel, den unsere nationale Eitelkeit freilich verletzenden Worten von Georg Brandes zustimmen: „Ein Publikum, daß sie (Goethe und

Schiller) verstand, geschweige ein Volk, das ihnen Stoffe vorlegen, sozusagen Bestellungen bei ihnen machen konnte, fanden sie nicht vor." Für die Gebildeten aber besagt die antike Formen neu belebende Dichtung den besonderen Reiz: sich aus einer verzweigten Gegenwart heraus und der Reise der alten Welt näher gerückt wähnen zu können. So sehr lockte das damals vom Schutt der Barbarei, vom Staube der Scholastik gereinigte Urbild antiker Menschheit und ihrer beneideten Geisteskultur, die man allerdings zu ausschließlich aus den philosophischen und künstlerischen Überlieferungen des Altertums rekonstruierte und infolgedessen, den eigenen Wünschen entsprechend, im Sinne der in der Zeit liegenden Sehnsucht wiedererlangen zu können meinte.

Einen zweiten Vorwurf macht man der Dichtung unserer Klassiker aus ihrem Mangel an Patriotismus; Sybel sagt, „die großen Dichter und Denker waren der Überzeugung, daß der Patriotismus eine Beschränkung und der echte Mann lediglich zu ästhetischer Bildung und humanem Weltbürgertum berufen sei“, und unser Reichshistoriker möchte gewiß nicht die damals mögliche Vaterländerei mit Patriotismus verwechselt wissen. Aber trifft der Vorwurf auf die Klassiker überhaupt zu, und verehren wir nicht gerade in ihrer Dichtung den nach Selbständigkeit ringenden Geist, der ihrer Zeit eben mangelte? Riefen sie nicht die vornehmste aller patriotischen Aufgaben denen ins Gedächtnis, die sie zumeist vermissen ließen: den Fürsten und Mächtigen, die durch zwei Jahrhunderte alle nationale Eigenart erstickt hatten? Ist es nicht patriotisch im eigentlichen Sinne, auf die Herstellung der sittlichen Integrität seines Volkes zu dringen? War in diesem Sinne ‚Emilia Galotti‘ nicht ein nationaler Protest gegen den höfischen Absolutismus, ‚Nathan‘ nicht ein solcher gegen den konfessionellen? Waren die ‚Räuber‘, ‚Kabale und Liebe‘ nicht Notschreie eines für seine Volkheit glühenden Geistes angesichts derselben Mächte und der Lüge der herrschenden gesellschaftlichen Konventionen, die das Vaterland entstellten? Will man mehr nationales Pathos, als Schiller seinem Marquis Posa verlieh, und war die Charakterisierung Philipps II. etwa eine unzeitgemäße Übertreibung? Gab es nicht noch Fürsten genug, auch im Deutschland des 18. Jahrhunderts, die (nach Roschers Zitat) wie jener spanische König dachten: *il vaut beaucoup mieux avoir un royaume ruiné en le conservant pour Dieu et le Roi, que l'avoir tout entier au profit du démon et des hérétiques, ses sectateurs* — und die danach handelten? Bis zur Ermüdung hören wir immer wieder, wie verlassen Goethe von jedem billigen politischen Empfinden gewesen sei, derselbe Goethe, der — nebenbei bemerkt, als er schon „Geheimbderat“ war — das furchtbar ironi-

sche: „Könige tun nichts Niedriges“ spricht, und das noch schärfere: „Wie selten kommt ein König zu Verstand!“ Nie wieder hat unsere Dichtung einen Aufschwung zum tragischen Heroismus genommen, wie in Egmonts letzten Worten, nie der sittlichen Schätzung die unüberwindliche innere Freiheit als ein köstlicheres Juwel gezeigt. Das alles war vorhanden, war Laut und Tat geworden, aber in den Palästen und Schreibstuben, in den Niederungen des Volks fehlte das Echo dafür; nur von ragenden Höhen, wo Charaktere gedeihen, hätte es kräftig widerklingen können.

Politische Ideale hohen Stuges konnten sich damaliger Zeit nur an eine kosmopolitisch fühlende Menschheit wenden. Sie fanden in einem frankfurtischen, weimarischen oder württembergischen Patriotismus keinen Raum. In einem deutschen..? wo war Deutschland, wenn nicht eben in den Gehirnen der paar tausend erleuchteter Menschen, die damals innerhalb der Grenzen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation lebten. Das Deutschland, das wir heute zu haben meinen, in manchem Sinne aber immer noch erst gestalten sollen, das Vaterland eines Volkes von einheitlichem Charakter, von einheitlicher Sitte, das um die freie Entfaltung der ihm eingeborenen „höchsten Güter“ Gut und Blut freudig einsetzt, das den Namen seines Gottes nicht unnütz im Munde führt, sondern als den Atem seines Lebens empfindet, das stets und überall bereit ist, die als heilig ausgerufenen Empfindungen in Taten zu wandeln — dieses Deutschland hat uns allein der Genius deutscher Dichtung und Philosophie gezeugt, und die furchtbarste Not hat es in den Stunden ihrer tiefsten Demütigung dem Schoße der Volkheit entbunden. Und eigentlich wieder nur der Volkheit jenes Staates, dessen patriotische Tugend, die durch des großen Königs Schule gegangen war, selbst unter der Mißwirtschaft des Nachfolgers noch nicht ganz wieder verkümmert war. Denn in den von vornherein sich aufgebenden und auch dem Werk der nationalen Befreiung nur lässig sich anschließenden Teilen des Reichs hatte das politische Schicksal der Unterwerfung unter das fremde Joch kaum eine andere Reflexion bewirkt, als die, „daß der Krieg entsetzlich viel Geld koste und eine Menge Leiden und Verdruß im Gefolge habe“. „Entsagung und Verarmung“, so schildert Sybel den Zustand jener Zeitstrecke weiter, „erstreckte sich durch alle Stände, Kummer und Mißtrauen, Demütigung lag auf allen Stirnen. Die weitere Geselligkeit löste sich; niemand hatte die Mittel, niemand Lust dazu; die Familien schlossen sich ab, alle Verhältnisse wurden eng, gespannt, entbehrungsvoll.“ Das war die Dämmerung vor jenem einen Morgen der Größe, wo für kurze Zeit endlich einmal die Schranken der Stände niedersanken, weil die gleiche Not die Menschen einander menschlich näher gebracht und „einen tiefen Ernst, eine andächtige Erhebung

in aller Herzen hervorgerufen hatte". „Jeder Gedanke, jede Herzensregung, die bis dahin in dem Volke gelebt hatte, alles mündete jetzt in den einen großen Strom ein, half ihn bestärken, klären, beschleunigen.“ Das Erleben dieser Stunde aber war doch nichts anderes als die leider nur zu kurze einmalige Erfüllung des sittlichen Vernunftstaates, den die Klassiker erstrebt hatten: Sichte lieb dem Idealismus einer vielumstrittenen und von der skeptischen Gleichgültigkeit der folgenden Jahrzehnte vielverrufenen transzendenten Moral die gewaltig beredete Stimme und schmiedete ihn angesichts der ungeheuer scheinenden Tat der Notwendigkeit zum alles bewegenden Hebel der Begeisterung. Schleiermacher stimmte die Gemüter zu reiner, inniger Frömmigkeit, die in der Hingabe an die heilige Idee des Vaterlands ihre wahre Auferstehung feiere. Das hohe Lied der nationalen Freiheit, das Schiller im ‚Tell‘ gesungen, lieb nun die Schwingen vom Sturm und brauste hinab in die Tiefen, segte einmal die ‚Zipfelmütze vom Kopf des Philisters und scheuchte diesen selbst hinter seinem Ofen hervor. Mit diesem Aufschwung des Volkes war endlich — für eine kurze Zeit wenigstens — auch in den breiteren Schichten der Stolz auf das Geistesleben der letzten dreißig Jahre erwacht; und wie man nun die Männer verehrte, die das geistige Brot, das jetzt allein dem siechen Körper Kräfte lieb, geschaffen hatten: die Goethe, Schiller, Kant, blickte man vertrauend auf die neuen Führer, auf Wolf, Savigny, Eichhorn, Sichte, vor allem aber auf den Retter in der Not, auf des „Volkes Eckstein“, den Verkünder einer neu zu begründenden Volkswohlfahrt, der zürnend ausgerufen hatte: „Man tötet, indem man die Bürger von aller Teilnahme der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie!“ Surchtbar hatte sich die Wahrheit dieser Worte des Freiherrn vom Stein schon bewährt — durch Jahrzehnte und Jahrhunderte — immer war man den anderen Weg gegangen und hatte die Entwicklung der nationalen Kultur unterbunden, wenn nicht erstickt. Endlich winkte nun dasselbe Ziel als Preis des Kampfes, zu dem die Dichtung der beiden letzten Jahrzehnte den Weg gewiesen hatte. Ein neuer, auf die sittliche Freiheit des Volkes begründeter Staat sollte die Schule werden für den Charakter der deutschen Menschen.

* * *

Wenn hier aus den geistigen Bewegungen der klassischen Epoche summarisch einige besondere Tendenzen hervorgehoben werden, so sind es eben jene, die für das Verständnis der nun zu schildernden Vorgänge ins Gewicht fallen; und wenn die versuchte Psychologie der Volkheit nur die allgemeinsten Züge berücksichtigt und unter

diesen sogar mit besonderer Betonung die negativen, so braucht für beides wohl keine Entschuldigung vorgebracht zu werden: eine reichere Differenzierung der Weltanschauung in den Leistungen der einzelnen Vertreter der deutschen Renaissance würde in einer Geschichte der Literatur nicht fehlen dürfen, geschweige denn in einer der Philosophie, der Moral oder der staatlichen Entwicklung; wiederum würde man die Psychologie des Volks mehr in der der einzelnen Individuen auffuchen müssen, wenn man Romane von der Bedeutung der ‚Wahlverwandtschaften‘ oder des ‚Wilhelm Meister‘ vom Standpunkt der allgemeinen Charakter- und Erziehungsprobleme betrachten wollte. Nach so vielfacher Betonung aber der Zusammenhänge der Massenpsychologie mit den, man möchte sagen: konstruktiven Tendenzen des Theaters ist das hier angewandte beschränkende Verfahren wohl gerechtfertigt. Trotz aller Verschiedenheit in der Auslegung der Welt, in der Wahl der Wege, ist eben doch die Verschmelzung des historisch gewordenen „Notstaats“ mit dem von Philosophie und Kunst geschaffenen „Vernunftstaat“ als das hervorstechendste Ziel zu erkennen.

Mit der Wendung zur praktischen Politik, zum Neubau des Staates auf der Grundlage eines charaktervollen Volkes, waren die Ergebnisse der philosophischen Denkarbeit, die der ästhetisch-moralischen Untersuchungen, der historischen und kritischen Wissenschaften als Bausteine für den Zukunftsstaat, der jene Verschmelzung aufweisen sollte, erkannt und anerkannt worden. Dieses Ziel zu erreichen war das Theater in langer Vorbereitungszeit zum Mittel ausersehen worden. Die lebhaftere Teilnahme der Dichtung und der Kritik an der Schaubühne der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand unter dieser Tendenz. Wie es aber dieser Zeit eignete, die rein geistigen Resultate der Spekulation in eine praktische Glückseligkeitslehre umzusetzen, so faßte man auch das von einem zu erstrebenden Kunsttheater ausströmende Element der „Bildung“ zunächst fast ganz als praktische Moral. Die Bühne sollte eine Schule der „Tugenden“ sein; und unter diesen Tugenden stand die der Einordnung in die sozialen Pflichten an bevorzugtem Platz. Die höhere ethisch-ästhetische Bedeutung des dramatischen Kunstwerks, als einer Auslegung der Welt nach ihren inneren, in der Menschenseele sich offenbarenden Gesetzen, der evolutionistische Charakter des Dramas, sein revolutionäres Element, wurden nur von wenigen Erleuchteten erfaßt. Wir sahen Lessing hier auf die Grenzen seiner geistigen Natur stoßen; wie nahe er auch philosophisch an den Idealismus Kants herankam, blieb er als Dichter und Dramaturg doch immer am „Tugendhaften“ hängen. Höher schon war Schillers ethische Begründung seiner Dramaturgie zu werten: er wollte die individuelle Freiheit und Sittlichkeit als Postulate einer künstlerischen Weltauslegung schließlich doch, wenn auch auf einem

Umwege, dem höheren Zwecke, dem Volksganzen, der Bildung des neuen Staates zugute kommen lassen.

In dem Aufsatz ‚die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet‘, 1783 in Mannheim unter dem Einfluß der ziemlich einseitig konservativen Auffassung der Dichtung und der Bühne, die Freiherr von Dalberg dort vertrat, entstanden, ist der Dichter zuungunsten seines früheren, intuitiv viel freieren und auch künstlerisch reineren Standpunktes der Sprache seines Milieus unterlegen. Diese Schrift ist bemerkenswert engherzig und hält sich ganz in dem Freimaurerstil, der für den Kreis der Mannheimer Schauspieler so bezeichnend ist. Es ist der Schiller des ‚Siesko‘, der seine reine poetische Empfindung und seine Ethik mit unverarbeiteten politischen Abstraktionen unheilvoll verquidht, noch nicht der Dichter des ‚Wallenstein‘ und selbst noch nicht der Verfasser der ‚Briefe zur ästhetischen Erziehung der Menschheit‘, der hier spricht. Die Grundzüge der in der ‚Rheinischen Thalia‘ befürworteten Reform aber waren doch das Echo einer an vielen Orten schon bemerkbaren Bewegung, freilich mit mancherlei Pedantismus ästhetischer und moralischer Art verquidht. Insofern ist dieser Aufsatz ein wichtiges Dokument mehr der Zeit als des Geistes seines Verfassers, und von vorstehender Bedeutung ist eben der hier zum erstenmal mit besonderem Nachdruck betonte Vorschlag, der von nun an ein problematischer Programmpunkt aller Theaterreformbestrebungen bleiben sollte: der Staat, als erziehender Vater der großen Volksfamilie, habe sich des Theaters anzunehmen, seine geistige aber auch seine wirtschaftliche Gebarung als Sache des Staatshaushalts zu behandeln.

Voraussetzung für diese Forderung war auch hier der Glaube an die Lehre Rousseaus von der ursprünglich unverwüstlich guten Volksart. Auf diesen Glauben gestützt, meinte man dem Staat mit der Überweisung dieser Pflicht auch keinerlei materielle Opfer zuzumuten: das Volk selbst in seinem Bedürfnis nach echter Kunst würde die wirtschaftlichen Bedingungen eines nationalen Kunsttheaters mit Leichtigkeit erfüllen. Die Erfahrung mit dem Hamburger Nationaltheater hatte diese Zuversicht nicht zu erschüttern vermocht, wie hundertfältige ähnliche Erfahrungen im kommenden Säkulum die Schwärmer für das deutsche Staatstheater nicht zu entmutigen vermocht haben. Zudem aber schien damals gerade in dem abgelaufenen bedeutungsvollen Jahrzehnt die Welt um so viel besser und reifer geworden, daß eine so weittragende Veränderung der Zustände nur gerechtfertigt erschien. Auch ein Glück verheißender Anfang schien gelungen: von Wien her kam die Kunde von der bereits angebahnten Bühnenreform Josephs II.

Unter den „Prinzipalschaften“ war der Bankrott oder das Herab-